

**Begrüßung der Festversammlung des Vereins Literaturlandschaften e.V.
im Spiegelsaal des Schlosses Rheinsberg, 14. April 2018, 18.00 Uhr,
durch den Vorsitzenden Karl Koch**

Liebe Mitglieder und Freunde der Literaturlandschaften aus Deutschland;
und, an diesem historischen Ort besonders herzlich begrüßt, liebe Mitglieder und Gäste aus Österreich, die Sie sich sozusagen in die Höhle des Löwen gewagt haben;

und, in solchem Kontext ebenso ganz besonders begrüßt: Frau Erle Bessert, die Vorsitzende jener literarischen Gesellschaft, deren Namensgeber Matthias Claudius 1776, als der ehemalige junge Mann aus diesem Hause geschickt den bayrischen Erbfolgekrieg gegen das Haus Habsburg eingefädelt hatte, lange vor Bob Dylan den ersten fast pazifistischen Hit, nämlich das bekannte „Kriegslied“ mit dem berühmten Vers schrieb: *„'s ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre, Und rede du darein! 's ist leider Krieg – und ich begehre. Nicht schuld daran zu sein!“*;

und, um die Phalanx der möglicherweise antifritzisch Gesinnten, wie man die Gegner des Preußenkönigs auch nannte, an diesem sensiblen Ort noch zu verstärken, begrüße ich ebenso herzlich die Vorsitzende des Heine-Hauses in Hamburg, Frau Dr. Beate Borowka-Clausberg, dessen Protagonisten Heinrich Heine wir aus seiner berühmten poetischen Reise „Deutschland ein Wintermärchen“ den Satz verdanken: „Mit preußischen Festungen hab ich jedoch / Nicht gerne was zu schaffen.“

Und nun kommt es zum Schluss meiner Begrüßung auf einen weiteren möglichen preußischen Staatsfeind im Raum hier auch nicht mehr an. Sie können sich jetzt fast die Judasfrage stellen: „Herr, bin ich's?"; aber Sie sind es vermutlich nicht, jedenfalls noch nicht!

Und so begrüße ich geradezu feierlich unser im preußisch annektierten Hannover geborenes Ehrenmitglied Prof. Dietmar Grieser aus Wien, dessen bundesrepublikanisches Staatsräsondefizit man vielleicht an einem Satz aus seinem in den 80er Jahren gedruckten Bekenntnis „Wie ich Wiener wurde“ heraushören kann, wenn er dort belustigt anmerkt: „In Wien drehen sich sogar die Langhaarigen nach den Langhaarigen um.“ Ein politischer Etiketteverlust, der in Preußen-Deutschland bei unseren 68er Revolutionären undenkbar gewesen wäre.

Und nach all diesen zumindest kulturpolitisch ein wenig verdächtigen Anwesenden im Raum kann ich endlich und ebenfalls ganz besonders herzlich Herrn Dr. Peter Böthig, Leiter des hiesigen Kurt Tucholsky Museums, zugleich Stellv. Bürgermeister der Stadt und heute vor allem Festredner dieser Versammlung, begrüßen.

Unsere Musikerinnen Frau Katharina Sames und Frau Mira Lange und den sie begleitenden in diesem Jahr 333-jährigen Johann Sebastian Bach kann ich Ihnen gar nicht mehr besser vorstellen, als wie sie es soeben selbst getan haben. Seien Sie versichert, dass es uns von weither angereisten Anwesenden ein ganz exklusives Musikvergnügen ist, Ihnen an *diesem* exklusiven Ort auch der deutschen Musikgeschichte lauschen zu können.

Meine Damen und Herren, sollten sich unter uns nach meinen kulturhistorischen Entlarvungen tatsächlich noch Preußenkritiker oder gar Preußenhasser befinden, so würde ich sie zunächst gern ein wenig verunsichern.

Geht es doch den meisten von uns heute mit diesem Erbe, das da zumindest in heimlichen Anwallungen in

unseren Genen ruht, wie es Theodor Fontane schon damit ging: Bei einer gehörigen Portion Abneigung und Distanz gegenüber aller preußischen Staatsvergötterung und ihrer täglichen zumeist hyperbürokratischen Präsenz ebenso eine gehörige Portion Bewunderung und Neigung, die der politischen und sonstigen Vernunft nicht unterliegt. Wer anders als Kurt Tucholsky hätte diese ambivalente Gefühlslage mit einer Zauberformel auf den Punkt bringen können? „Der Staat schere sich fort, wenn wir unsere Heimat lieben“, lautet sie, die Zauberformel, die gegenwärtig angesichts der in Bund und Ländern aus dem Boden schießenden Heimatministerien geradezu heiter aufstößt. Aber ohne Staat geht es bei den pünktlichen und zuverlässigen Preußen und dem später eventuell auch daraus resultierenden ewigen Exportweltmeister Bundesrepublik Deutschland natürlich auch nicht.

Gönnen wir uns deshalb in diesem besonderen Raum einen kleinen Blick auf jene Familie, die als eine der Keimzellen dieses Staatswesens bezeichnet werden darf. Zwar sind die Eltern nicht in diesen Räumen zu suchen, dafür aber der älteste Sohn, der hier, wenn auch bereits zwangsverheiratet, sozusagen seine Studentenbude bezog. Lassen Sie uns ihn zumindest während der Jahre in diesen Räumen ein wenig lieb haben. Denn was lag hinter ihm? Mehr als eine heranwachsende Seele verträgt. Manch einer von uns wäre vermutlich bei seiner Vorgeschichte durchaus zerbrochen.

Der Vater, ein Familientyrann, der von unberechenbarem Jähzorn geplagt wird. Die Mutter, aus sehr gutem Hause, empfindet nur Verachtung für ihren Mann, mit dem sie 14 Kinder hat. Wie alle Familientyrannen ist er äußerlich sehr erfolgreich, und in Europa blicken viele argwöhnisch auf ihn und titulieren ihn wegen seines militärischen Spleens, der seinem Ländchen genaugenommen gar nicht zusteht, den Soldatenkönig. Sein Sohn, Kronprinz Friedrich, ist sein großes Trauma. Dieser ist nämlich ein Schöngeist, der Musik und Literatur liebt, sich die Haare kräuseln lässt und nach Ansicht des Vaters keinerlei militärischen Ehrgeiz zeigt, was man sogar an seinem Gang sehen kann.

Und ausgesprochen unmilitärisch sitzt er, Friedrich, auch auf dem Pferd in seiner prächtigen Uniform, die er den Sterbekittel nennt. Seine Leidenschaft aber gilt dem Flötenspiel, das er meisterlich beherrscht, was den Vater nur noch mehr in Rage bringt. Als der Achtzehnjährige die Schikanen nicht mehr aushält, beschließt er, mit einem Freund ins feindliche Ausland zu fliehen. Sie alle wissen, wie die Geschichte mit der väterlichen Anordnung der Todesstrafe über den eigenen Sohn, der Weigerung der Richter und schließlich der Entfernung aus der väterlichen Obhut zunächst nach Neuruppin und dann hier nach Rheinsberg ausgeht.

Hier scharf er eine Clique von interessanten und Zeitgenossen um sich, der sich sogar für 14 Tage der von Goethe als „Canaille von einem Gott“ titulierte französische Starphilosoph Voltaire zugesellt.

Nach vier Jahren Rheinsberg wird aus dem Flötenspieler einer der großen und unberechenbaren Machtpolitiker, der mit abenteuerlichen Kriegszügen sein Land und die europäischen Großmächte so strapaziert, dass selbst sein Bruder Heinrich klagt, dass er „sein ganzes Land elend macht und Europa in Blut ertränkt“.

Obwohl der König privat weiterhin der Schöngeist ist und den Idealen der Aufklärung und Toleranz anhängt, regiert in seinem Land noch immer der Rohrstock, und jeder kann genaugenommen letzten Endes trotz weitgehender Religionsfreiheit dennoch nur nach Friedrichs Façon selig werden. Es ist eigentlich schade, dass dem 3 Jahre vor der Französischen Revolution Verstorbenen diese Lektion erspart geblieben ist. Irgendwie hätte man sie ihm gegönnt.

Meine Damen und Herren, es gibt für uns edle Demokraten allerdings angesichts dieser Vergangenheit

keinen Grund, überlegen zu lächeln. In der Zivilisationsgeschichte der Menschheit ist die Monarchie nach dem Zuschnitt Friedrichs des Großen durchaus eine hohe Entwicklungsstufe. Adam und Eva hatten nach ihrer Vertreibung aus dem Paradies keineswegs die Möglichkeit, gleich FDP zu wählen. Es war ein langer Weg von den Steppen der Vorzeit über die Höhlen der Steinzeit, den Zwingburgen des Mittelalters und den Spiegelsälen des Rokoko zu den Großen Koalitionen im modernen Berliner Reichstag, vor denen man übrigens angesichts des Weges etwas mehr Respekt haben sollte, als dies meistens der Fall ist. Und was den „Alten Fritz“ persönlich betrifft, so ist ihm immerhin das Beste passiert, was einem Menschen zustoßen kann: Er ist in den Anekdotenschatz seines Volkes aufgenommen worden. Etwas, was Ihnen und mir vielleicht nicht einmal innerhalb der eigenen Familie gelingt.

Wir alle wissen, dass der in diesem Raum vor etwa 280 Jahren gegenwärtige sympathische junge Flötenspieler, Komponist und Autor nach der Formulierung Thomas Manns schließlich als „ein boshafter Troll“ mit ausgeprägter Menschenverachtung und der in solchen Fällen nicht seltenen überdimensionierten Hundeliebe im gar nicht so weit entfernten Sanssouci ziemlich einsam endete und die von ihm gezeugte Großmacht Preußen nach einem letzten Anfall von Größenwahn 1945 endgültig verschwand. Fontane hat es in gewisser Weise geahnt, Tucholsky hat den Untergang beobachten und dann sogar erleiden müssen. Und für ihn, den sprachmächtigen Preußen, gilt zudem noch die Tragik des Grabexils, die der Schriftsteller Arno Schmidt auf die Anklage gebracht hat: „Denn es genügt nicht ganz, wenn ein Land von sich rühmen kann, daß es die *Wiege* großer Männer war; es muß auch noch den Nachweis erbringen, daß es ihr Grab zeigen kann ...“

Und das kann Deutschland auch im Fall Tucholsky nicht. Wie wunderbar deshalb für die deutsche Kultur und Sprache, dass die Stadt Rheinsberg des Autors der wohl erfolgreichsten literarischen Visitenkarte der Stadt, nämlich des „Bilderbuchs für Verliebte“, und auch der Protagonistin des Buches mit einem Museum gedenkt, das unter den literarischen Stätten durchaus ein Höhepunkt genannt werden kann.

Und überhaupt scheint des jungen Friedrichs Erbe gut aufgehoben in Rheinsberg. Denn trotz seiner Geringschätzung der deutschen Sprache und Literatur hat er doch ungewollt einiges für sie getan. Ohne ihn wären Theodor Fontane und Kurt Tucholsky vermutlich schwerlich nach Rheinsberg gekommen und hier in die Rolle der ersten großen Stadtschreiber geraten. Eine Tradition, die, soviel ich weiß, lieber Herr Dr. Böthig, unter ihrem Protektorat heute offiziell fortlebt?

Und über allem verdanken wir der Anwesenheit des jungen Friedrich wohl auch das Musterwerk der deutschen Literaturtopographie überhaupt, jene legendären „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, in denen der weitgereiste Journalist und Schriftsteller Theodor Fontane unter dem schönen Motto „Jeder Fußbreit Erde belebte sich und gab Gestalten heraus“ die Provinz entdeckt und in einer eigenen Weise der Poetisierung so in die Weltliteratur eingraviert, dass der Leser- und Besucherstrom bis heute nicht abreißt, ganz zu schweigen von der Literatur gewordenen Landschaft des „Stechlin“. So sind wir sehr geneigt, dem Titelzitat, „dass Preußen hier schön sein soll“, uneingeschränkt Glauben zu schenken und freuen uns auf Ihren Nachweis, lieber Herr Dr. Böthig.

Doch zuvor gilt unsere Aufmerksamkeit noch dem historischen Hausherrn, der über Frau Sames und Frau Lange selbst zu uns sprechen wird.

Ich danke Ihnen für die anregende Aufmerksamkeit!